

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Angenehmes Mancherley

Fröbing, Johann Christoph

Celle, 1799

VD18 13107119

31. Heinrich Wells oder die Lehre zu Guterletzt.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8330

31.

Heinrich Wells
oder
die Lehre zu Güterleßf.

Oberhoffastellan Wells; Madame Wells; Heinrich Wells; Hoffourierin Rübenthal; Regimentschirurgus Ritter; Schloßverwalter Kriessmann; Jungfer Wolfau.

Madame Rübenthal. Du bist aber sehr groß geworden, seitdem ich Dich nicht gesehen habe, lieber Heinrich!

Mad. Wells. Groß wol, Frau Baase, wenn er auch nur artig genug geworden wäre. Er hat, wie Sie wissen, zwey Jahre in der Erziehungs-Anstalt des Magister Armselig zu Windbeutelendorf zugebracht. Aber statt ihn erzogen zurück zu bekommen, habe ich ihn uns erzogen wieder erhalten, wie er vorher war.

Hr. Kriessmann. Ich habe doch immer sehr viel Gutes vom Herrn Magister gehört.

Mad. Wells. Wir auch; und das bewog uns eben, die großen Kosten anzuwenden. Die sind

nun alle vergeblich und unsre Hoffnung, ihn studieren zu lassen, ist dahin.

Hr. Kreißm. Es kann deswegen doch ein braver Mann aus ihm werden, liebe Frau Baase, ohne daß er ein sogenannter Studierter heißt.

Hr. Ritter. Komm' mal her, Bursche! ich glaube, Du hast Notabene schon das Preussische Maas. (Er mißt sich mit dem Heinrich) Hol mich der Deutscher, Bursche! es fehlen Notabene nur noch neun Zoll. Hast Du Lust, General zu werden, Bursche?

Mad. Wels. Er wird nächstens beim Hofjuwelier als Lehrling eingeschrieben werden.

Mad. Rüben th. So gratulir ich von Herzen, Frau Baase, und auch Dir, lieber Heinrich, wünsche ich Glück zu Deinem Vorhaben. Ich werde mich sehr freuen, wenn du einmal ein recht braver Mann wirst.

Hr. Kreißmann. Ich gratulire' gleichfalls Heinrich hat rechtschaffene Eltern, es ist also zu hoffen, daß ihr Segen auf ihm ruhen werde.

Hr. Ritter. Das wollt' ich, hol mich der Deutscher auch sagen. Aber Frau Gevatterin, warum lassen Sie den kleinen Gevatter nicht Notabene mein Metier ergreifen?

Mad. Wels. Er hat zu nichts Lust, als zur Juwelier: Kunst. Mein Mann und ich, wir haben
haben

haben ihm, seitdem er wieder hier ist, schon manchen Vorschlag gethan; aber seine ganze Neigung geht auf diese Kunst.

Hr. Kreißm. Es ist ja eine gute, einträgliche und ehrenvolle Kunst; wie gesagt, Heinrich, ich wünsche Glück dazu.

Hr. Ritter. Ich auch, hol' mich der Deutscher, ob ich gleich gern gesehen hätte, daß Du, kleiner Bärenhäuter, Notabene so ein Kerl geworden wärest, wie unser einer.

Mad. Rübenth. Unser Hofjuwelier tauscht gewiß mit manchem Hofrath nicht.

Mad. Wells. Das ist wahr, aber es gehört zu diesem Metier unter andern auch eine feine Lebensart, und daran fehlt es unserm Heinrich noch gar sehr. Ich wünsche daher, daß die werthe Gesellschaft ihm ohne Rückhalt entdecke, was sie etwa an ihm zu tadeln findet. — Aber lassen Sie doch den Kaffee nicht kalt werden; mein Mann wird auch gleich da seyn; er hat zum Schloßhauptmann kommen müssen. — — Da, Heinrich, hast du auch eine Tasse.

Heinr. Ich danke gehorsamst. (Er schlürft die Tasse mit einem lauten Geräusch aus.)

Hr. Kreißm. Da mir Deine Mutter Erlaubniß gegeben hat, Dir Deine Fehler zu zeigen, Ueber Heinrich, so muß ich Dir jetzt sagen, daß

man hier zu Lande den Kaffee nicht mit einem so lauten Geräusch herunter schlürft, als Du jetzt thust.

Mad. Wells. Recht so, Herr Wetter!

Hr. Kreißm. Das Schlürfen beim Kaffee, Thee und Weintrinken und beim Suppen: Essen ist eine Sache, die jedes seine Ohr beleidigt; mithin gereicht sie dem, der diesen Fehler an sich hat, zum Schimpf.

Mad. Wells. Nun — siehst du, Heinrich? Hab' ich dir's nicht oft genug gesagt?

Hr. Kreißm. Du machtest noch einen Fehler, lieber Heinrich: Du goffest den Kaffee aus der obern Tasse in die untere und setztest nun das Oberschälchen auf den Tisch. Sieh einmal her, was nun auf dem Tische entstanden ist: ein Ring. Diese Gewohnheit wirst Du bey keinen Leuten von Erziehung sehen. Weist Du auch warum? Wohlgezogene Leute verursachen gütigen Wirthen nie Schaden, oder beleidigen ihre Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung, oder machen ihnen ohne Noth Mühe. Alles dieß geschieht aber alsdann, wenn man nasse Tassen, Gläser &c. auf seine Meublen setzt.

Heinr. (Bringt die leere Tasse) Ich bedanke mich gehorsamst.

Mad. Rübent. Du hast Deine Tasse umgestülpt, Heinrich. Davon möcht' ich wol die

Ursache wissen. Ich für meine Person halt' es ebenfalls für unschicklich: erstlich, weil die Wirthin sie wieder umkehren muß, und zweitens, weil die an der Tasse herunterfließenden Reste des Kaffees, einem feinem Auge widerlich sind.

Hr. Kreißm. Auch ich halte dieß Signal, daß man nicht mehr trinken wolle, für beleidigend.

Mad. Rübenh. Komm einmal, Heinrich, setz' Dich ein wenig zu mir!

Heinr. Ach nein, Frau Waase, ich muß stehen, daß ich groß werde.

Hr. Kreißm. Hör' einmal, Heinrich, wenn Du diesen abgedroschenen Spruch von Deinem Magister Armselig gelernt hast, so bedauere ich den guten Mann herzlich.

Mad. Well s. Von uns hat er ihn wenigstens nie gehört.

Hr. Kreißm. Ehemals glaubte man, die Erweisung der Höflichkeit bestehe in gewissen auswendig gelernten Formeln und Sprüchelchen; und man behauptete von einem Menschen, der alle solche Ausdrücke wußte und zu jeder Zeit auskromen konnte: er habe seine Welt. Jetzt hingegen ist man vollkommen überzeugt, daß solche auswendig gelernte Sächelchen jemanden zwar zum Papagey machen, aber nicht zum Menschen von seiner Lebensart. Diese besteht viel-

mehr in der Kunst, die Achtung, die man jedem Menschen schuldig ist, durch seine Reden, Mienen, Gebärden, Stellungen und überhaupt durch sein ganzes Benehmen, auf eine solche Art zu erkennen zu geben, wodurch man bey andern einen guten Eindruck macht. Wer alles dieß vollkommen versteht, von dem sagt man, er habe einen guten Ton. Und diesen guten Ton fordert selbst die Bibel. Es ist mir immer eine herzliche Freude, wenn ich die Stelle lese: alles was lieblich ist, was wohl lautet; ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach." War also wol die Antwort, die Du vorhin gabst, dem feinen Ton gemäß?

Mad. Wells. Sie war von so widrigem Ton, daß man die Ohren hätte zuhalten mögen. Einen anständigen Reverenz machen, und dann ehrerbietig zur Frau Baase dich hinsetzen — das hättest du thun sollen.

Hr. Kreißm. Vielleicht sitzst Du lieber bey mir, Heinrich, als bey einer Dame. Komm, wir haben doch lange nicht beisammen gegessen; hier ist noch ein leerer Stuhl. — Aber hör' einmal, hast Du Zahnschmerzen? Du speyßt ja immer aus.

Heinr. Nein, Herr Better.

Hr. Ritter. Notabene! hol' mich der Deutscher, Bursche, weiß her! Hast Du böse

Zähne? Eins, zwey, drey, so sind Notabene die Hunde heraus.

Heinr. (Läuft in eine Ecke) Mein, Herr Wetter, nein, ich habe keine bösen Zähne.

Mad. Nübentz. Aber vielleicht Zahnschmerzen?

Heinr. Niemals.

Hr. Kreißm. So mußt Du auch nicht ausspeien, Heinrich. Das Ausspeien ist eine sehr häßliche Gewohnheit, weil es jedem Menschen Ekel erweckt, des andern Speichel anzusehen. Mußt Du aber in Gesellschaft solcher Personen, denen Du Hochachtung schuldig bist, ausspeien, so wische Dir den Speichel auf eine unvermerkte Art und so, daß Du Dich wendest, aus dem Munde; oder, wenn Du bey Deines Gleichen bist, so sieh' Dich wenigstens nach dem Spuckkasten um.

Mad. Wells. Komm einmal geschwind ans Fenster, Heinrich;— sieh, was der Prinzessin Ulrike Lauser thut. Sieh, er schneuzt sich den Unrath aus der Nase mit den Fingern weg, wie es manche Fuhrleute und Matrosen thun; und nun erst wischt er sich die Nase mit dem Taschentuche. Der Lauser will sonst ein artiger Mann heißen; aber das ist doch in der That keine artige, sondern eine höchst garstige Gewohnheit, die er an

sich hat. Denn, wenn man schon den Speichel eines Menschen mit Ekel auf die Erde fallen sieht und hört, so muß einem ja hier der Ekel noch mehr ankommen.

Mad. Rübent h. Wenn nun ein solcher schmutziger Mensch jemanden die unreine Hand reicht, oder wenn er Speisen präsentirt: das ist ganz zum Uebelwerden.

Hr. Kreiß m. Ich kenne auch schon einen Menschen, der die Nase noch höher trägt, als der Lauser. So bald er neben mir zu sitzen oder zu stehen kömmt, mach' ich ihm auf sechs Fuß Platz.

Mad. Rübent h. Ich weiß schon, wen Sie meinen; er ist ein halber Kollege von meinem Mann. Er sagt, man spare damit der Hausfrau manche Mühe und Kosten, und man müsse sich der natürlichen Dinge nicht schämen.

Mad. Wells. Pfui! dann schämt er sich auch wol nicht, wenn er noch etwas' Schmutzigeres thut.

Hr. Ritter. Notabene! hol' mich der Deutscher! ich sehe ihn gemeiniglich des Morgens an der Ecke des Invalidenhauses stehen, wenn ich meine Patienten besucht habe. Da kehrt er sich Notabene, mir nichts, dir nichts, an keinen Menschen, macht seine — —

Mad. Rüben th. (Hält ihm den Mund zu) So, Herr Better, nun ist's genug. Heinrich weiß nun schon, was Sie sagen wollen.

Hr. Kreißm. Ich kenne solcher schaamlosen Leute aus den gebildeten Ständen mehrere, und begreife nicht, wie man eine solche hündische Handlung für keine Beleidigung des Publikums halten kann, da sie ja offenbar alle Schaamhaftigkeit, Züchtigkeit und Delikatesse verlegt, die Stadt schändet, wie man vornemlich bey der Magdalenens Kirche, beim Spinnhause und Petershofe sieht und einen scheuslichen Geruch verursacht. Merke Dir daher diese Lektion, Heinrich: man muß die Achtung, die man dem Publikum schuldig ist, auch dann nicht aus den Augen setzen, wenn man gendichtigt ist, sich in gewissen Dingen Zwang anzuthun. Ein rechtlicher, gesitteter Mensch beugt daher den Ursachen vor, die ihn zu solchen Unanständigkeiten verleiten. — Aber Du gähnst ja, Heinrich; bist Du schläfrig?

Heinr. O nein (gähnt laut), gar nicht.

Mad. Rüben th. Hör' einmal; schon das Gähnen an sich ist einem Menschen in Gesellschaft allemal höchst unanständig. Denn es ist ein Zeichen, daß er Langeweile habe, und das muß ja natürlicher Weise für die Gesellschaft beleidigend seyn. So wie aber Du jetzt gähntest, lieber Heinrich, mit einem so lauten Getöse,

mit geschlossenen Augen und mit weit aufgesperrem Munde, das ist nun gar nicht zu dulden.

Hr. Ritter. Notabene! der Bursche kann aber krank seyn!

Mad. Rübenth. Dann ist's freilich was anders; da kann ihm das Gähnen wol ankommen. Aber dann, Heinrich, mußt Du die Hand vor den Mund halten, und keine Seele muß auch den geringsten Laut merken. Hörst Du's?

Mad. Wells. Vergessen Sie doch das Trinken nicht, liebe Leutchen, der Kaffee wird sonst kalt. (Es klopft Jemand an die Thür.)

Heinr. Herein!

Mad. Rübenth. Kinder haben nicht das Recht, Herein zu rufen, mein lieber Heinrich, weil sie ja nicht wissen können, ob die Gebieter der Familie den Anklopfenden in der Stube wissen wollen, oder nicht.

Jungf. Woltau. Dienerin, Madam Wells! Meine Mutter läßt ein schön Kompliment machen und schickt hier das Kopfzeug und läßt auch nachfragen, wie Sie sich allerseits befinden. (Zur Gesellschaft) Ich wünsche allerseits gesegneten Kaffee!

Mad. Wells. Sehe Sie sich doch, Jungfer Woltau.

Jungf. Woltau. Ach nein, ist muß stehen, daß ich groß werde.

Mad. Wells. Na, setzen Sie sich nur.

Jungf. Woltau. Ach, ich bin nicht gern müde, Madame.

Mad. Wells. Heinrich! setz' ihr einen Stuhl.

Jungf. Woltau. No, wenn Sie's so haben wollen; ich möchte Ihnen sonst die Ruhe nehmen.

Mad. Wells. Was macht denn Ihre Mutter?

Jungf. Woltau. Danke des gültigen Andenkens; es muß gut seyn, bis es besser wird. Ein jeder hat ja seine Plage.

Hr. Ritter. Notabene, welche Plage hat denn Ihre Mutter?

Jungf. Woltau. Den Dumpf, mein Herr Regimentschirurgus.

Hr. Ritter. Also die Engbrüstigkeit. Braucht sie denn Notabene keinen Doktor?

Jungf. Woltau. Ja, mein Herr Regimentschirurgus, wir haben den Scharfrichter; es hilft aber nichts. Meine Mutter pflegt zu sagen: der Gerechte muß viel leiden.

Hr. Ritter. Da hat Sie der Deutscher hole! Recht, (Leise) besonders, wenn Notabene der Gerechte so eine einfältige Gans ist.

Mad. Wells. Laß Sie doch Ihre Mutter einen geschickten Arzt gebrauchen.

Jungf. Wolt. Ich pflege zu sagen, meine werthe Madam: was einem bestimmt ist, das will wol noch kommen; man muß nur Geduld haben.

Hr. Mitt. Sancta simplicitas!

Mad. Wells. Da, nehme Sie eine Tasse Kaffee.

Jungf. Wolt. Ach, das wäre ja gar nicht nöthig. Ich habe eben zu Hause zwey Tassen getrunken. Ich pflege zu sagen: man steht nur auf zwey Beinen.

Hr. Mitt. (Leise) Einfalt und kein Ende! (Laut) So muß Sie Notabene auch nur zwey Löffel voll Suppe essen.

Jungf. Wolt. Hi hi hi, Sie belieben zu scherzen, mein Herr Regimentschirurgus. Man kann des Guten auch zu viel thun.

Mad. Wells. Na, nehme Sie nur! (Reicht ihr den Teller mit Zwieback.) Esse Sie einen Zwieback dazu.

Jungf. Wolt. Ach Sie sind gar zu gütig; ich will's für genossen annehmen.

Mad. Wells. Nur ohne Komplimente!

Jungf. Wolt. Wenn Sie's so haben wollen, will ich's auf Ihre Gesundheit verzehren.

Mad. Wells. Was bringt die Rechnung?

Jungf. Wolt. Weil Sie's sind: acht Groschen!

Mad. Wells. Ihre Mutter soll mir nichts schenken, Jungfer; Was bringt's?

Jungf. Wolt. Meine Mutter pflegt zu sagen: man muß leben und leben lassen.

Mad. Wells. (Etwas unwillig) Und ich pflege zu sagen; was man redlich verdient hat, kann man dreiste fordern.

Jungf. Wolt. Es brächt' eigentlich 8 Groschen, 5 Pfennige. Aber eine Hand wäscht die andre; ich habe ja Kaffee getrunken.

Mad. Wells. Ich will gleich wieder da seyn. (Zur Gesellschaft leise) Wollen Sie erlauben, daß ich das einfältige Mädchen abfertige? (Geht hinaus.)

Jungf. Wolt. (Zum Heinrich), der einen Zwieback ißt) Will's schmecken, Musche Heinrich?

Heinr. Mir schmeckt's immer.

Jungf. Wolt. Gott gesegn' es. Es ist besser, Ihre Mama giebt's dem Becker, als daß sie's in die Apotheke schickt. (Zur Gesellschaft) Es ist heute schön Wetter draußen.

Mad. Rübenth. Ja wohl. (Niest.)

Jungf. Woltau. Zur Gesundheit. — Es hat auch lange genug geregnet, das liebe Korn fieng schon an, sich zu legen.

Mad. Rübenth. Ja wohl.

Jungf. Woltau. Der Landmann fieng schon an zu jammern und zu wehklagen.

Mad. Rübenth. Ja wohl.

Jungf. Woltau. Ich pflege zu sagen: auf den Regen folgt Sonnenschein.

Mad. Rübenth. Hat Sie mehr Geschwister?

Jungf. Woltau. Zu dienen, meine liebe Madam, noch zwey Schwestern.

Mad. Rübenth. Jünger, oder älter, als Sie?

Jungf. Woltau. Zu dienen; sie gehen noch in die Schule. Meine Tante hat sie bey sich; die hat keine Kinder.

Mad. Rübenth. Da werden sie's wahrscheinlich recht gut haben.

Jungf. Woltau. Zu dienen. Meine Mutter pflegt zu sagen: Fremd Brod gedeiht gut. — Aber, daß ich so frey seyn darf: soll Ihnen meine Mutter nicht bald wieder ein Taufmüßchen machen? (Lacht einfältig.) Hi hi hi!

Mad. Rübenth. (Hat sie nicht verstanden.) Was beliebt?

Jungf. Woltau. Nichts zu belieben, nur zu bitten. Ich meyne, ob Sie nicht bald wieder neues Taufzeug zu bestellen haben?

Mad. Rübenth. Noch ist's nicht nöthig. Ich will Ihr früh genug Nachricht sagen, wenn's so weit ist.

Jungf. Woltau. Ihr Prinzchen, Gott behüt's und bewahr's, ist ein dickes, fettes Jüngelchen. Unser Herr Gott erhalt' es Ihnen ferner gesund; das ist das beste!

Mad. Wells. (Kömmt wieder) Hier sind 8 Gr. 5 Pf., Jungfer.

Jungf. Woltau. Ich danke für gute Bezahlung und wünsche, daß Sie das neue Kopfzeug immer gesund tragen mögen.

Mad. Wells. Bedanke mich.

Jungf. Woltau. Und wenn Sie wieder was nöthig haben, so gehen Sie doch nicht vorbei.

Mad. Wells. Das hab' ich ja noch nie
gethan.

Jungf. Woltau. Meine Mutter ist mit
einem kleinen Vortheil zufrieden; sie pflegt zu
sagen: ehrlich währt am längsten. Wenn sie
nur gesund wäre: das ist das be — —

Mad. Wells. Grüße Sie Ihre Mutter.

Jungf. Woltau. Ich bedanke mich,
ich will's bestellen. Ich bitte ebenfalls um ei-
nen recht schönen Gruß an Ihren Herrn Liebs-
ten. (An die Gesellschaft) Ich wünsche al-
lerseits gelegneten Kaffee.

Hr. Ritter. (Leise) I so schnattere
Notabene, bis an — —

Jungf. Woltau. (Zu Mad. Wells)
Ich will Ihnen Adieu sagen, und danke auch
nochmals für den schönen Kaffee.

Mad. Wells. Adieu, Jungfer Woltau.
(Geht mit ihr an die Thür)

Jungf. Woltau. Ach geben Sie sich
doch keine Mühe, ich weiß Bescheid. Ich will
Ihnen nochmals Adieu sagen.

Mad. Wells. Adieu! (Macht ihr die
Thür auf, um sie endlich fortzuschaffen.)

Jungf. Woltau. Ach bemühen Sie sich
doch nicht, ich will das Geleite mitnehmen.

Wünsche auch vergnügte Weinlese, daß Sie sie
allerseits gesund erleben und beschließen mögen.

Mad. Wells. (Verdrießlich) Gleichfalls.

Jungf. Woltau. Und danke auch noch
mals für gute Bezahlung.

Mad. Rübenth. Das nenne ich eine
beschwerliche Höflichkeit.

Hr. Ritter. Die hat Notabene ihren
ganzen Vorrath von Komplimenten ausgepackt.
Es war, hol mich der Deutscher! nicht länger
auszuhalten.

Mad. Wells. Und doch ist diese Person
die Tochter eines Lieutenants, deren Mutter
Anspruch auf feine Lebensart macht. Es ist
mir daher lieb, Heinrich, daß du gerade hier
gewesen bist; du kannst an ihr lernen, daß das
nicht Höflichkeit heißt, wenn man abgenutzte
Formeln und allgewöhnliche abgedroschene Sprüche
wörter auswendig lernt und der Reihe nach her-
sagt.

Hr. Kreißm. Und daß es dagegen je-
dem, der sich der Artigkeit rühmt, gezieme, in
Gegenwart solcher Menschen, denen man Hoch-
achtung schuldig ist, immer so lange zu schweiz-
gen, bis man gefragt wird; gethane Fragen
aber allemal sittsam und ohne selbstgefällige und
überkluge Geschwägigkeit zu beantworten.

Mad. Rübenth. Komm einmal geschwind her ans Fenster, Heinrich; sieh, wie ungezogen jener Sackträger dort nießt. Horch, er thut's mit einem so häßlichen Gezisch und fängt es mit einem so pöbelhaften Quaken an, daß es einem jeden gesitteten Menschen widerlich und unausstehlich ist. An dir hab' ich nun freilich eine solche Ungezogenheit nicht bemerkt; aber es wäre doch wohl möglich gewesen, daß du das häßliche Hattzzziäääh beim Niesen auch einmal hättest hören lassen, wenn du jetzt nicht gesehen hättest, wie ungeschliffen es läßt.

Mad. Wells. Ist Ihnen noch eine Tasse Kaffee gefällig, lieber Herr Wetter?

Hr. Kreißm. Ich danke Ihnen bestens; Sie haben schon mit allzugroßer Freigebigkeit eingeschenkt.

Mad. Wells. Willst du noch eine Tasse, Heinrich?

Heinrich. Nein, ich mag nicht mehr.

Mad. Rübenth. So wie du jetzt geantwortet hast, begegnet kein artiges Kind seiner Mutter. Es heißt: ich danke Ihnen gehorsamst, liebe Mutter. Weißt du wol die Ursache? Weil jedes Gute, das du von deinen Eltern empfängst, Wohlthat ist; und jede Wohlthat verdient natürlicher Weise Dank. Du hast
ohne

ohnehin ja eben vom Herrn Vetter Kreißmann gehört, wie sich der bedankt hat. Aber du wirfst mir doch wol nicht böse, lieber Heinrich, daß ich Dir das sage?

Heinrich. Ach was!

Mad. Wells. Hör einmal, Heinrich, heute bin ich mit Dir gar nicht zufrieden, denn Du machst mir durch Dein tölpisches Betragen Schande. Antwortet wol ein wohlgezogener Mensch Leuten, denen man Hochachtung schuldig ist, auf eine so pöbelhafte Art? Das hieß nicht antworten, sondern abfertigen.

Hr. Ritter. Notabene! der Abschied wird ihn im Kopfe stecken. Nicht wahr, Bursche, Du wolltest, hol mich der Deutscher, lieber bey Vater und Mutter bleiben?

Mad. Rübenh. Lieber Heinrich, ich habe etwas aus meinem Strickzeuge vergessen: wolltest Du mir das wol holen? Es ist ein Knaul solches weißes Garn, wie dieses hier ist, und liegt auf meinem Arbeitstische.

Heinrich. Was?

Mad. Wells. Wie mußttest Du jetzt antworten, Heinrich; war das Wort Was gut?

Hr. Ritter. Notabene, Bursche: was befehlen Sie? heißt es, was befehlen
Er

Sie, Frau Baase? No geh' nur, wirst schon noch ein braver Mann werden. Notabene! bring meine Schnupftabacksdose auch mit. (Heinrich geht.)

Hr. Kreißm. Wissen Sie wol, liebe Frau Baase, daß der gute Heinrich beim Magister verdorben worden ist? Der Knabe war sonst viel artiger; auch ist sein Herz gar nicht böse.

Mad. Rübench. Und dann wird er auch etwas zu viel gehudelt.

Mad. Wells. Das ist es nicht; aber, wie ich schon vorhin gesagt habe, und wie auch der Herr Better bemerkt hat, schändlich verzogen hat ihn der theure Magister Armselig. Und in den drey Wochen, die er wieder bey uns zugebracht hat, ist er auch wol vom Vater etwas verhätschelt worden. Mein Mann hat es freilich nicht aus verkehrter Liebe gethan, denn er ist Gottlob die Rechtschaffenheit selbst. Aber die allzugroße Zärtlichkeit gegen den Einzigen machte ihn vielleicht etwas zu nachsichtig gegen die vielen Fehler des Knaben; und eine unzeitige Hestigkeit, die wol allen Männern eigen seyn. — — Doch, da kömmt er endlich. Du hast mir große Angst gemacht, lieber Mann.

Hr. Wells. Nehmen Sie mir's doch ja nicht übel, wertheste Frau Baase und lieben Bettern, daß

Ich nicht bey der Hand gewesen bin. Weil der Fürst in künftiger Woche aufs Jagdschloß ziehen will, so habe ich mit den Tapezierern, Glasern, Schloßern, Tischlern und wer weiß mit wem alles, Abrede treffen müssen. — Aber der Geier! rauchen Sie denn nicht, Vetter Ritterchen?

Mad. Wells. Ach ich bitte tausendmal um — — —

Hr. Mitt. Notabene, liebes Väschen, lassen Sie das gut seyn. Ich habe, hol mich der Deutscher, nicht an die Pfeife gedacht. Mir schmeckt's desto besser, wenn Notabene der Herr Vetter Kompagnie macht.

Hr. Wells. Wir wollen gleich ein Pfeifchen stopfen; vorher aber muß ich der Gesellschaft eine Neuigkeit erzählen.

Mad. Rübenth. Doch was Gutes?

Hr. Wells. Wie man's nehmen will; was Böses, das aber eigentlich was Gutes ist.

Mad. Rübenth. Das ist ja eine seltsame Neuigkeit, auf die ich sehr neugierig bin.

Hr. Wells. Die Schloßfrau ist abgesetzt.

Mad. Wells. Wer, die Frau Voltmüller?

Hr. Wells. Ja. Wie vorgestern der Oberhofkommissarius eine Visitation auf dem
C c. 2

Schlosse hält, da findet sich's, daß die Betten in dem Flügel, den die verstorbene Prinzessin Hedwig bewohnt hat, alle von den Motten zerfressen sind. Madame Voltmüller hat sogleich mit den Schloßmägden vors Brett gemußt, und da hat sich's denn ergeben, daß die gute Frau mehr an ihren Staat, an Kaffee, Visiten, an Komödien und Konzerte gedacht hat, als an ihren Beruf; und die Mägde haben auch fünf gerade seyn lassen.

Mad. Rüben th. Nun, hab' ich doch in meinem Leben noch immer gesehen, daß Faulheit, Liebe zur Unordnung und Pflichtvergessenheit nie ein gutes Ende nehmen. Aber, Herr Wetter, das war das Böse, ob man's gleich auch was Gutes nennen könnte; denn die Schloßfrau hat manche Mitschwestern und Mitbrüder; vielleicht nehmen die ein Beispiel an ihrer Frau Kollegin.

Hr. Wells. Das Gute ist das, daß die Lieutenantin Stubbenfelden die Stelle bekommen hat.

Mad. Wells. Die Lieutenantin Stubbenfeldin? O das freut mich unendlich! Nun ist sie mit ihren sieben Kindern versorgt.

Mad. Rüben th. Ich habe es immer gedacht, daß die gute Frau noch einmal recht glücklich seyn würde: denn sie erzieht ihr Häufchen Kinder rechtschaffen, hält sie zum Fleiß und zur Ordnung an

und ist bey allen ihren großen Sorgen doch immer vergnügt.

Mad. Wells. Weit sie immer ein gut Gewissen hat. O wenn ich ihr doch jetzt meine Freude zurufen könnte!

Hr. Kreism. Das war ein schönes Stück vom Fürsten.

Hr. Wells. Wir werden hoffentlich solche Stücke noch mehr von ihm erleben, wenn ihn uns der Himmel erhält.

Mad. Wells. Aber hast Du nicht gehört, lieber Mann, ob die Holtmüllerin ein Gnadengehalt bekommt?

Hr. Wells. Gnadengehalt? Für Faulheit, Nachlässigkeit und Gewissenlosigkeit noch eine Belohnung? Sie mag spinnen und stricken.

Mad. Rübent. Wenn sie noch weiß, wie ein Spinnrad oder ein Strickzeug aussieht. (Heinrich kommt zurück, mit dem Hut auf dem Kopfe.)

Heinr. (Ueberreicht der Mad. Rübenthal das Garn.) Hier ist das Knaul, Frau Baase.

Hr. Wells. Wahrscheinlich glaubst du noch auf der Straße zu seyn, Heinrich, sonst würdest du nicht auf eine so tölpische Art ins Zimmer kommen.

Mad. Wells. Er hat heute Nachmittags überhaupt recht viele Proben seiner vom Hrn. Magister erhaltenen Erziehung abgelegt.

Hr. Kreißm. Ich will Dir sagen, mehr lieber Heinrich, unter welchen Umständen man den Hut auf dem Kopfe zu tragen pflegt. Die Hüte sind blos dazu da, daß sie den Kopf entweder gegen die Sonne, oder gegen Regen und Schnee schützen. Hieraus folgt, daß derjenige, der im Zimmer, und überhaupt im Hause seinen Hut aufsetzt, sich eben sowohl mit einer unnützen Last schleppt, als ein Frauenzimmer im Winter mit einem Fächer. Nun aber noch eins: fast in ganz Europa ist es Sitte, daß Mannspersonen vor Leuten, denen sie Hochachtung schuldig sind, oder denen sie Höflichkeit erweisen wollen, den Kopf entblößen. Du müßtest Dich also in Gegenwart Deiner Eltern nie, das Sehen unter freyem Himmel ausgenommen, mit bedecktem Kopfe sehen lassen, wenn Du anders haben willst, daß wir glauben sollen, Du habest Hochachtung gegen sie.

Hr. Wells. Und noch weniger muß sich ein Mensch, dem es an Beispiel und Ermahnungen nie gefehlt hat, vor Fremden also sehen lassen, wenn er nicht ein Tölpel heißen will.

Hr. Kreißm. Beim Hut Abnehmen fällt mir immer der Hofzweig ein.

Hr. Wells. Wie so?

Hr. Kreißm. Er verlangt, wenn er mich begegnet, beständig, daß ich den Hut zuerst zie-

ten soll; und auch in diesem Falle giebt er mir jetzt
derzeit nur den halben Zug, der immer bis auf
eine Linie abgemessen ist.

Hr. Wells. Solche armselige Leutchen
kenne ich auch. Es ist in der That ein erbärmli-
cher Stolz, immer aufs erste Kompliment zu har-
ren. Ich biete Kaminheißern und Rüchentnech-
ten beim Begegnen oft zuerst den Gruß; aber,
wenn ich sehe, daß Leute, wären sie auch meines
Gleichen, ja wol gar höhern Standes, als ich bin,
mir schon von weitem mit dem harrenden Auge das
Zeichen geben, daß ich durchs Zuerst-Ziehen ihnen
huldigen soll, gerade dann laß ich's bleiben.

Hr. Kreißm. Eben ein solcher stolzer
Mensch ist der Hofzweig. So bald mich sein
Auge gewahr wird, zeigt sich auch schon sein Hun-
ger nach meinem Reverenz.

Hr. Wells. Und mit mir machen es man-
che andre Leutlein, die dem Geiste nach Zwerge
sind, also.

Hr. Kreißm. Man soll freilich die Nar-
ren mit Geduld tragen; aber sie in ihrer Thorheit
stärken, das wäre Versündigung.

Hr. Wells. Auch wüßte ich nicht, welche
Befugniß ein Mensch hätte, mir auf der Straße
oder auf der Promenade durch sein jedesmaliges
Harren nach Ehrenerweisungen, und durch den ge-

nau abgemessenen Grad seines Dankes zu zeigen, um wie viele Grade ich niedriger sey, als er.

Ma d. Wells. So gelehrt, mein liebes Männchen, hab' ich Dich noch nie sprechen gehört.

Hr. Kreißm. Der Herr Better hat Recht. Man soll freilich einem jeden Menschen mit Höflichkeit zuvorkommen; aber wegwerfen soll man auch seine Würde nicht. Wenn ich daher unserm Kammerheiser den Gruß zuerst biete, so bleibe ich deswegen doch Schloßvoigt und er Kammerheiser; erfülle ich aber seine Erwartung, ihm den Gruß zuerst zu geben, immerfort, so würde ich ihm allmählig die Meinung beibringen, seine Person sey wichtiger, als die meinige; und da wäre ich doch in der That nicht höflich, sondern niederträchtig.

Hr. Ritter. Notabene, ich marschiere, wenn mir solche Käuze begegnen, immer geradezu und lasse sie vorbey defiliren. — Aber Notabene, Bursche, hast Du mir die Dose nicht mitgebracht?

Heinr. Ich habe — nicht dran gedacht.

Hr. Wells. (Aufgebracht) Den Augenblick marschiere! (Heinrich geht.)

Hr. Kreißm. Heute müssen Sie ihm manches zu gute halten; ich glaube ganz gewiß, daß ihm seine baldige Trennung am Herzen liegt.

Mad. Wells. Wenn das nicht wäre, würde ich ihm auch sehr böse seyn.

Hr. Wells. Ey, wenn ihm auch noch was Wichtigeres auf dem Herzen läge, so muß er doch nicht vergessen, Aufträge auszurichten, am wenigsten solche, die ihm Vergnügen machen. — Aber nun, Wetterchen, ist es endlich einmal Zeit, eine Pfeife zu stopfen.

Hr. Ritter. Die soll mir, Notabene, recht wohl schmecken.

Mad. Wells. Soll ich Dir noch eine halbe Tasse Kaffee geben, lieber Mann?

Hr. Wells. Eine halbe will ich zur Pfeife mit Dank annehmen, und der Wetter nimmt auch noch eine.

Heinr. (Außer Odem) Hier ist die Dose, Herr Wetter.

Hr. Mitt. Sollst großen Dank haben. Aber Notabene, Bursche, Du schnappst ja hold mich der Deutscher, so nach Odem, als wenn Du Notabene die Lunge nicht wieder mitgebracht hättest.

Mad. Wells. Das ist nun wieder sehr ungeschicklich, so bäurisch zu laufen. Du hast es zwar gut gemeint, denn du hast deinen Fehler ersehen wollen; besser aber thust du inskünftige, daß du aufmerksam auf jeden Auftrag hörst, der dir gethan

wird, und ihn dann mit Eifer und Anstand ausrichtest.

Mad. Rübentz. Komm geschwind her, ans Fenster; sieh, dort kommt der Amtsadvokat Hellm und her, und da rennt ein Schüler auf ihn zu. Was gilt's, der Laffe geht darauf aus, dem Manne nicht ausweichen zu wollen. Sieh, wie gravitatisch das Knäbchen mit seinem Spazierstöckchen wedelt und wie feck es auf den verdienten Mann losgeht. — Konnt' ich's nicht denken? Sieh, der alte Mann muß herunter in den Fahrweg springen, um einem vierzehnjährigen Knäbchen Platz zu machen. Und nun sieht sich der frische Junge noch gar um, und lacht ins Häustchen. Was sagst Du dazu, Heinrich?

Hr. Mitt. Notabene, hol' mich der Deutscher, wenn ich sein Rektor wäre, ich wollte ihn trepaniren.

Hr. Wells. Sie haben Recht, Wetterchen. So wie Ihr Herrn Chirurgi einen Menschen trepanirt, der Schaden am Hirnkasten hat, so müßte man ein solches Wärschchen ebenfalls als Kranken behandeln und ihn einige Tage ins Zuchthaus schicken. Hör' einmal, Heinrich, ich würde dich von Herzen verabscheuen, wenn du jetzt die Rolle des Schülers gespielt hättest. Lerne also hier, wie schändlich es ist, wenn ein Knabe einen dem Staate nützlichen und allgemein geschätzten Mann

mit einem solchen Frevel beleidigt, und merke dir, daß Bescheidenheit, Höflichkeit und Demuth der schönste Schmuck der Jugend sind.

Hr. Kreißm. Als wir noch in den Schuljahren waren, Vetter, da, deucht mir, war's nicht so, nicht wahr?

Hr. Ritter. Hol' mich der Deutscher, mein Rektor hätte mir den Buckel so gesalzen, daß mein Vater Notabene eine Kanne Soulardisches Wasser hätte verschmieren müssen.

Hr. Wells. Sie haben Recht. Es ist zwar die Weise der Alten, alles was in ihr Zeitalter gehört, zu loben, und das Neue dagegen zu tadeln. Aber übrigens mit allem Respekt von unsern jetzigen Erziehern und Schullehrern gesprochen, die studentenmäßige Behandlung, die man unsern jetzigen Schulknaben widerfahren läßt, will mir gar nicht gefallen. Mir dünkt: man schüttet das Kind mit dem Bade aus. Ehemals nannte unser Rektor seine Primaner — und da waren doch Leute von 24 Jahren drunter — jeden ohne Unterschied. Ihr; und bey jedem Verstoß gegen Schulpflicht lag sein Stock schwer auf dem Rücken des Ungehorsamen. Jetzt nennt der Konrektor jedes seiner Kinder Sie, und der Rektor seine Knaben — denn Jünglinge von 18 bis 20 Jahren sucht man jetzt in den Schulen vergeblich — meine hochgeehrteste Herrn. Das

kann unmdglich gut gehen. Denn der Schulknas
be, der doch eigentlich dem Staate noch keine
Dienste leistet und sich also auch nicht einmal
mit dem geringsten Handwerksmann messen kann,
setzt natürllicher Weise einen allzuhohen Werth auf
sein Persönchen; dünkt sich wirklich schon ein
Hochgeehrtester Herr zu seyn; wirft sich, wie wir so
eben gesehen haben, gegen jeden wirklich verdiens-
ten Mann, und selbst gegen die Lehrer, in die
Brust; versäumt, indem er schon alle Weisheit
verschungen zu haben glaubt, die Zeit seiner Aus-
sagt; verlacht, wenn er einmal Staatsbürger
wird, Subordination und Gesetze, und wird ent-
weder ein von halb aufgefundenen gelehrten Dün-
sten strotzender Narr, oder ein kecker, rechthaberi-
scher, auf sein Ich pochender Mensch, und also
in jedem Falle ein nicht so brauchbarer Mann, als
er seyn sollte.

Hr. Kreißm. Da haben Sie Recht, lie-
ber Vetter, da haben Sie Recht; aber wahr
kömmt denn das Ding?

Hr. Well. Die Schullehrer können bey
dem jetzigen Aufwande und bey den hohen Preisen
der Bedürfnisse mit der Besoldung ihrer Vorfah-
ren nicht bestehen. Wollen sie also die Gunst der
Eltern ihrer Schüler beibehalten, so müssen die
guten Leute oft manches thun, was sie unter an-
dern Umständen wol nicht thun würden.

Hr. Kreißm. Aber vernünftige Eltern werden doch ihre Kinder nicht wie Herren behandeln lassen wollen?

Hr. Wells. Bester Vetter, giebt's denn nicht neben drey vernünftigen Menschen gemeinlich sechs unvernünftige?

Hr. Kreißm. So wäre also auf jeden Fall die Mittelstraße zwischen der neuen nach Studentenfuß gemodelten Behandlung und zwischen dem alten Schlendrian das Beste.

Hr. Ritter. Notabene, Vetter, da haben Sie, hol' mich der Deutscher, Recht: *Medio tutissimus ibis*, spricht der Lateiner.

Mad. Wells. Der Tausend, Herr Vetter, dürfen wir Weiber denn nicht wissen, was das heißt?

Heinr. Liebe Mutter, ich weiß es; es heißt: man steht sich am besten, wenn man die Mittelstraße geht.

Hr. Ritter. Bravo, Bursche! Du wirst Notabene ein braver Kerl werden.

Hr. Wells. Das hast du gut gemacht, Heinrich. Da (er giebt ihm einen harten Gulden) hast du eine Prämie für deine Geschicklichkeit.

Mad. Wells. Hör' einmal, Heinrich, sag' der Charlotte, sie sollte im Lusthause aufdecken;

Ich denke, die werthe Gesellschaft ist lieber im Garten, es ist ein so schöner Abend.

Hr. Kreißm. Ob Heinrich wol sein Wissen Latein nach 3 Jahren noch wissen wird? Ich denke, er wird's bald ausgeschwitzt haben.

Hr. Wells. Wenn ich vor sechs Jahren gewußt hätte, daß er ein Juwelier werden wollte, so hätte er mir freilich statt des Lateins nöthigere und nützlichere Dinge lernen sollen.

Hr. Kreißm. Der Meinung bin ich auch. Man sagt zwar, es sey gut, wenn ein Künstler oder Handwerksmann etwas Latein verstehe, aber ich sehe den Nutzen davon nicht ein. Denn weiß man nur ein Wenig, so vergißt sich das Wenige bald, und weiß man die Lateinische Sprache so, daß man einen Römischen Schriftsteller zur Noth verstehen kann, so sehe ich den Gewinn nicht, den, wie man bisher geglaubt hat, ein solcher Mann durchs Lesen eines Lateinischen Autors erhält, und den ein Kind vom siebenten bis zum funfzehnten Jahre durch tägliche 2 bis 3 Stunden erringen muß. Ich halte vielmehr diese schönen Stunden so gut, wie verschleudert, und sie hätten zur Erlernung der Naturhistorie, Physik, Geographie, Geschichte, Mathematik, Zeichenkunst und anderer nützlichen Kenntnisse vernünftiger angewendet werden können; nicht zu gedenken, daß ohnehin einen Griechischen Künstler und einen Lat

leinischen Handwerksmann sein Biſchen Schulfüch:
ſerey gemeinlich aufzublähen pflegt.

Hr. Ritter. Notabene, Better, da ha:
ben Sie Unrecht: das Gute ſchadet, hol' mich der
Deutſcher, keinem Menſchen.

Hr. Wells. Iſt ein Stück Braten und
ein Glas Wein was Gutes, oder was Böſes,
Betterchen?

Hr. Ritt. Hol' mich der Deutſcher, Bet:
terchen, meine Naſe riecht's ſchon, daß wir einen
delikatens Kalbsbraten verzehren ſollen, und Ihren
Bacharacher Fenne ich Notabene auch ſchon.

Hr. Wells. Warum verbieten Sie denn
aber Ihren Patienten, wenn dieſe Fieber haben,
den Braten und den Wein? Das Gute ſcha:
det doch nie.

Hr. Ritt. Hol' mich der Deutſcher, da
hat mich der Better Notabene gefangen!

Hr. Wells. Wenn das Lateiniſche unter
allen Umſtänden ſeinen Nutzen hätte, ſo müßten
unſre künftigen Soldaten, Fuhrleute, Schiffer,
Lagelöhner, Bauern und auch unſere Töchter dieſe
Sprache lernen.

Mad. Rübenſch. Und wenn dann unſere
Töchter einmal Weiber würden, ſo würden ſie bey ih:
ren Lateiniſchen Büchern die Suppe räuchricht wer:
den und den Kohl anbrennen laſſen, nicht wahr?

Mad. Wells. Fast fürchte ich, daß das liebe Latein auch uns die Suppe verdirbt; wenigstens ist zu erwarten, daß sie uns kalt wird. Wenn's also der lieben Gesellschaft gefällig ist, so bitte ich, mir zu folgen.

(Die Gesellschaft geht in den Garten und setzt sich zu Tische.)

Hr. Kreism. Unsere liebe Frau Wirthin hat kein Latein gelernt, man kann's an der Suppe sehen.

Mad. Wells. Es soll mich sehr freuen, wenn sie schmeckt. Aber hör' einmal, Heinrich, ein wohlgestiteter Gast macht mit dem Löffel kein solches Geräusch und scharrt nicht so laut, als du jetzt thust. Es sieht sonst aus, als ob du in die Wette essen wolltest.

Mad. Kubenth. Und als ob Du den Untergang des Tellers beschlossen hättest. Indessen, liebe Frau Baase, kann ich's dem guten Heinrich nicht verdenken, wenn er ein wenig eifertig bey seinem Geschäfte ist; die Suppe schmeckt gar zu gut, ich werde mich nächstens zu Ihnen in die Lehre begeben.

Mad. Wells. Gehorsame Dienerin, kleine Schmeichlerin!

Hr. Wells. Unterdessen die beiden Baasen uns Lehrgeld fertig werden, wollen wir einmal

mal trinken: es leben alle guten Hausköchinnen.

Mad. Rübench. Die guten Hauswirthe nicht zu vergessen!

Hr. Kreißm. So eine freundschaftliche Gesundheit mag ich wohl leiden. Aber neulich war ich beim Fasanenmeister zu Gaste. Die Gesellschaft war sechs und dreißig stark. Da waren Adelige und Bürgerliche, Hofräthe, Offiziers, Prediger, Rathsherrn, Kaufleute u. s. w. Der alte Fasanenmeister hatte vorher die mancherley Abstufungen des Ranges seiner Gäste genau studiert und auswendig gelernt, und sogar die Anciennetät der fünf anwesenden Kapitans mit Hülfe des Staatskalenders redlich beobachtet; aber er brachte — denn es waren einige Herren mit hartem Gehör darunter — mit dem Hersagen seiner Lektion zwölf Minuten zu, und da er sie endlich der Länge nach vorgetragen hatte, bemerkte er, als er versthölnere Weise auf sein Concept sah, zu seinem großen Leidwesen, daß er den Major von Sturm vergessen hatte.

Hr. Wells. Mich wundert's sehr, daß wir in unserer Residenz noch nicht anfangen, diese anderwärts schon lange abgeschaffte Gewohnheit auch des Landes zu verweisen. Es läßt sich nichts Abgeschmackteres denken, als das Steife: „Ich nehme mir die Ehre, Eurer Gnaden hohe Gesundheit zu trinken.“

D d

Hr. Kreißm. Besonders zu einer Zeit und an einem Orte, wo nichts als Vergnügen und Freiheit herrschen soll.

Hr. Wells. Und wo man überdieß Gefahr läuft, durch Uebertretung der Rangordnung jemanden zu beleidigen.

Hr. Ritter. Oder Notabene den Namen oder Titel manches Gastes verkehrt anbringt. Das ist mir vor einigen Tagen, hol' mich der Deutscher, selbst begegnet. Man hatte mir gesagt, die Schwiegerin des Actuarius Drelling heiße Mamsell Kuhkopf, und ich nenne sie, hol' mich der Deutscher, Mamsell Krauskopf. Das gab Notabene ein artiges Gelächter.

Mad. Wells. Oder wo die Hausfrau Gefahr läuft, daß ihr liebes Essen während des Gesundheit-Trinkens den Geschmack verliert. Darmit also dieß Unglück jetzt nicht auch über meinen Kopf kommen möge, so bitte ich mir Ihren Teller aus, Frau Waase.

Mad. Rübenh. Ey der Tausend, Frau Waase, zu Ende Augusts noch so herrliche grüne Erbsen?

Mad. Wells. Hier sitzt der Künstler, mein Mann ist der Gärtner selbst.

Mad. Rübenh. Soll ich bey Ihnen auch in die Lehre gehen, lieber Herr Wetter?

Hr. Wells. O das Kunststück ist bald gelernt. Ich lege meine Erbsen zu rechter Zeit im März. Wenn nun die Saatschooten davon im Junius reif geworden sind, so lege ich sie zu Anfang des Julius, und das hat mir seit 16 Jahren immerfort im August und September die herrlichsten grünen Erbsen gegeben. — Aber hör' einmal, Heinrich, obgleich deinem Vater die Erbsen kein Geld gekostet haben, so ist es doch deine Schuldigkeit, das, was du auf dem Teller hast, rein aufzuessen, wie du das bey jedem artigen Tischgast siehst.

Mad. Rübench. Es sieht sonst aus, als ob du glaubtest, die Hausfrau halte ihr Tisch und Küchengeug nicht reinlich, und als ob Du Dir also nicht getrauest, die unterste Lage der Speisen zu genießen.

Mad. Wells. Und läßt zugleich sehr unflätig, hier und da auf dem Teller Reste von Speisen liegen zu lassen.

Mad. Rübench. Machen Sie Ihre grünen Erbsen auch wol ein, liebes Väschen?

Mad. Wells. O ja.

Mad. Rübench. Ey so möchte ich mir wol Ihr Recept einmal ausbitten.

Mad. Wells. Hier ist es gleich.“ Man thut ausgeschälte, nicht allzu alte Erbsen in eine irdene Schüssel und salzt sie. Auf ein Maßel

Erbſen nimmt man etwa eine Hand voll Salz. In dieſem Salz müſſen die Erbſen ſo lange ſchwitzen, bis es ganz zergangen iſt. Hierauf füllt man ſie in eine Boutheille, ſchüttelt ſie, daß die Erbſen ſich ſehen, gießt die Lacke von den Erbſen ab, macht die Boutheille mit einem Korkſtöpsel zu und bindet ein Läppchen ſo feſt darum, daß der Pfropf nicht abſpringen kann. Nun legt man Stroh in den Boden eines großen Keffels; gießt Waſſer drauf; ſetzt die Erbſen Boutheillen in den Keffel, daß ihnen das Waſſer bis an den Pfropf reicht; verhütet, daß keine Boutheille die andere berühre und läßt nun das Waſſer kochen. Wenn es etwas gekocht hat, läßt man das Feuer ausgehen; die Boutheillen aber bleiben über Nacht im Keffel ſtehen. Des Morgens nimmt man ſie heraus, bindet das Läppen ab, picht dagegen die Boutheillen gut zu, ſetzt ſie umgekehrt im Keller in trockenen Sand und conſervirt ſie alſo, bis ins Frühjahr. Damit dieß Gemüſe beim Gebrauch den Salzgeſchmack verliere, ſo müſſen die Erbſen vorher im Waſſer abkochen, das Waſſer muß abgoffen werden, und dieß muß man mit anderem Waſſer noch zwey bis dreimal wiederholen.

Mad. Rüben th. Aha! da ſteckt der Knoten. Ich habe bisher meine Erbſen nach Ihrer Vorſchrift eingemacht. Aber immer ſchmeckten ſie wie Seife; wahrſcheinlich deſwegen, weil ich ſie

vorher nur einmal abgekocht hatte. Es ist also noch Salzlake darin zurück geblieben. — Aber pflegen Sie auch wol die grünen Erbsen trocken zu machen?

Mad. Wells. O ja. Ich nehme aber allemal von der zweiten Erndte, also von den September-Erbsen.

Mad. Rüben th. Wie fangen Sie denn das an?

Mad. Wells. Erst wollen wir ein Stück Fisch essen, und dann will ich meinen Unterricht fortsetzen.

Hr. Wells. Und wir wollen dafür sorgen, daß der Fisch schwimmen kann. Beter Regimentschirurgus, Sie scheinen an Ihre Patienten zu denken: auf glückliche Genesung aller Kranken!

Hr. Ritter. Notabene! das ist, der Deutscher, hole eine gute Gesundheit!

Hr. Kreißm. Die bringt den Herren Aerzten Ehre und schöne Neujahrs Geschenke dazu. — Aber, Heinrich, was hat Dir das nette, feine weiße Tischzeug gethan, daß Du es mit dem östern Abwischen des Messers nun gleich beim ersten mal so schmutzig machst? Wenn Herr Arm selig diese Gewohnheit hatte, so mußt Du bedenken, daß er ein Genie ist, und Leute von solchem Schlag denken wenig oder gar nicht an weißes Tischzeug, wäre es auch so fein und kostbar, wie dieses ist.

Mad. Rübentz. Ich halte die Gewohnheit, Messer am Tischzeug abzuwischen oder wol gar mit der Gabel darauf herum zu stochern, für eine recht garstige Sitte. Der schönste Schmuck des Tischzeuges geht auf einmal verloren, und es entstehen sogar Löcher, oder doch wenigstens dünne Stellen, die bald zu Löchern werden.

Mad. Well's. Und doch habe ich diese Gewohnheit oft, bey manchen jungen Herren, gesehen. Es thut mir allemal in der Seele weh, wenn ich sie so ungezogen tändeln sehe.

Mad. Rübentz. In diesem Falle pfleg' ich solchen unartigen Gästen die Wahrheit ohne Scheu zu sagen. — Aber, liebe Frau Küchenmeisterin, alles schmeckt bey Ihnen so gut, daß ich Sie wieder an Ihr Recept erinnern muß.

Mad. Well's. Gehorsame Dienerin. „Ich trockne meine ausgekrüllten September-Erbfen, und zwar entweder im Schatten, oder in einer gelinden Ofen-Hitze, so, daß sie wol zwey bis dreimal in den Ofen gesetzt werden müssen, ehe sie recht trocken werden. Denn, je langsamer sie trocknen, desto besser werden sie. Ich hänge sie dann in reinen linnenen Beuteln auf Kammern, wo es nicht stark friert, bis zum Verspeisen auf. Will ich sie brauchen, so schütte ich sie den Abend vorher in warmes (nicht heißes) Wasser, worin ich einen Beutel mit reiner Asche gelegt habe.

In dieser Lauge verlieren sie ihre beim Dürren erhaltenen Runzeln und bekommen ihre runde Gestalt und grüne Farbe wieder."

Mad. Rübenth. Ich danke bestens, Frau Lehrmeisterin.

Hr. Kreißm. Wenn ein artiger Tischgast Fisch ißt, mein lieber Heinrich, so säubert er vorher den Fisch von seinen Schuppen und Gräten, und legt diese dann an den Rand des Tellers. Dieß hast Du jetzt vergessen, lieber Junge; daher mußt Du in jedem Augenblicke ausspeien. Das sieht denn aus, als ob Du Dich nicht deswegen an den Tisch gesetzt hättest, um zu essen, sondern um der Gesellschaft durch Deine Valgerey mit Schuppen und Gräten einen unangenehmen Auftritt zu machen.

Hr. Wellß. Brav, Vetterchen! das war eine derbe Lektion; Heinrich, merke sie Dir!

Hr. Kreißm. Ferner, lieber Heinrich: die Fische schmaßen gern; aber ein Mensch, der Fische ißt, darf nicht schmaßen. Weißt Du wol die Ursache?

Hr. Wellß. Ha ha ha! das ist mir ein schalkhafter Vetter. Aber im Ernst, Heinrich, du machst mir heute wenig Ehre. Merke Dir also, was dir jetzt deine Verwandten in Güte gesagt haben, damit dir's nicht künftig dein Lehrherr, oder wol gar jemand anders mit Derbheit und auf

eine empfindlichere Art sagen möge. — Aber meine werthen Herren und Damen, der Fisch schwimmt noch nicht genug; es lebe der Fürst!

Alle. Es lebe der Fürst.

Mad. Wells. Und die Frau Lieutenantin mit ihren sieben Kindern.

Hr. Ritter. Notabene, Heinrich, Du mußt auch einmal trinken. Da trink aus meinem Glase.

Hr. Wells. Bey Leibe nicht; hier ist eins. Trink nur ganz aus; ein halbes Glas Wein, alle vierzehn Tage einmal, ist Kindern und jungen Leuten recht gut.

Mad. Wells. Das war aber mit mehr, als väterlicher Güte gemessen. Ich fürchte der Bursche wird einen Haarbeutel bekommen.

Hr. Kreißm. O ein kleiner Jesuiter schadet nicht viel. Nicht wahr, Hr, Feldmedikus?

Hr. Mitt. Notabene, ein kleiner; sonst aber geht's, hol' mich der Deutscher, nicht gut.

Mad. Rübenth. Den Braten hätten Sie heute wol sparen können, liebe, gütige Frau Wirthin.

Mad. Wells. Dann hätte ich zu erkennen gegeben, die Gäste wären mir nicht willkommen, liebe Freunde. Heinrich hol' einmal die Tren:

Hier; Messer und leg' sie dem Herrn Better Regimentschirurgus vor; der versteht das Schneiden.

Hr. Ritter. Notabene, Frau Baase, das verstehe ich, der Deutscher hole, aus dem Fundamente.

Heinrich. Da, Herr Better, amputiren Sie einmal nach der Kunst.

Hr. Mitt. Ja, Bursche, komm; soll ich Dir einmal zeigen, wie wir's machen, wenn jemand, Notabene, ein Ohr oder eine Nase zu viel hat?

Heinr. Notabene! Herr Better, das lassen Sie nur bleiben; ich habe Notabene, hol' mich der Deutscher! an meinen beiden Ohren nicht zu viel.

Mad. Wells. Hi hi hi! ich konnte wol denken, daß er einen Haarbeutel bekommen würde. Psui! du bist ja ein ungezogner Gast!

Heinr. (Saumelnd) Ich liebe Mutter, da heute Notabene jederman die Erlaubniß hat, zu predigen, so wird es mir, der Deutscher hole, der Better nicht übel nehmen, wenn ich ihm Notabene auch einmal eine kleine Predigt halte.

Alle. Ha ha ha!

Hr. Ritter. Hör' einmal, Bursche, Du wirst Notabene noch ein braver Keck werden.

